

Pitkin, Hanna Fenichel, 2008: The concept of representation. Berkeley.

Senti, Martin, 1999: Parlamentarierinnen zwischen Fraktionsdisziplin und Frauensolidarität: Eine Analyse des Abstimmungsverhaltens im schweizerischen Nationalrat. In: *Swiss Political Science Review*. 5 (1), 57–79. <http://dx.doi.org/10.1002/j.1662-6370.1999.tb00262.x>

Studlar, D. T./**Mc Allister**, Ian, 2002: Does a Critical Mass Exist? A Comparative Analysis of Women's Legislative Representation since 1950. In: *European Journal of Political Research* 41 (2), 233–253.

Widmer, Thomas/**Fuchs**, Gesine/**Zollinger**, Christine, 2014: Wenn Gleichstellungspolitik zu Ungleichheit führt. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 16.7.2014, 17.

gleich sicher? sicher gleich? Konzeptionen (queer) feministischer Schutzräume

MAYA JOLEEN KOKITS. MARION THUSWALD

Schutzräume haben als politisches Instrument in feministischen Bewegungen eine lange Tradition. Aus der kollektiven Erfahrung von sexistischer Gewalt und dem Gewährwerden struktureller Machtungleichheit heraus entstand der Wunsch nach Räumen, die möglichst frei sein sollten von Herrschaftsstrukturen, die in der Gesellschaft als unterdrückend und einschränkend erlebt werden. Frauen erkämpften und schufen Räume, die Schutz vor sexueller Gewalt, sexistischer Objektifizierung und männlicher Dominanz bieten sollten. In einem Rahmen, in dem nicht gegen die alltäglichen Sexismen gekämpft werden muss – so die Idee – kann Raum entstehen für den Austausch von Erfahrungen, für die Aneignung neuer Verhaltensweisen, für Empowerment und Solidarität, für die Bildung einer politischen Identität und für gemeinsames politisches Handeln.

Diese Anliegen haben sich auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht erübrigt. Noch immer bestehen und entstehen Räume, die sich auf eine feministische Tradition beziehen und vom Schutzraumgedanken geprägt sind. Solche Räume und ihre Strategien nehmen wir im folgenden Artikel in den Blick.¹ Im Fokus unserer Untersuchung stehen Flyer-Texte, Websites und Email-Aussendungen, die (queer) feministische Räume und ihre Schutzraum- und Einladungspolitik beschreiben. Die Beispiele, die wir zitieren, stammen hauptsächlich aus Wien, wo die Verbindung zwischen sozialen Bewegungen und Akademia eine verhältnismäßig enge ist, sowie aus Berlin, das auf eine lebendige Geschichte autonomer feministischer und queerer Politik zurückblickt.

Der Artikel verfolgt dabei nicht die Absicht, die Idee und Praxis feministischer Schutzräume historisch aufzuarbeiten, sondern analysiert deren Strategien und Argumentationen. Viele feministische Schutzräume verfolgen die Strategie einer auf Geschlecht bezogenen Einladungspolitik, daher gilt dieser im vorliegenden Text unser besonderes Interesse. Um diese Einladungspolitiken drehen sich in den letzten Jahren viele Debatten, die von aktivistischen und akademischen Zusammenhängen

ausgehen und auch in pädagogischen Handlungsfeldern, an Universitäten und in linken Gruppen aufgegriffen werden. Die Diskussionen sind häufig von einer starken emotionalen Involviertheit der Beteiligten und einem hohen Potential zu polarisieren geprägt. Das ist auch nicht verwunderlich, geht es doch um Themen wie sich sicher fühlen, dazugehören oder ausgeschlossen sein – Themen, die mit Verunsicherung, Ängsten oder Wut verbunden sein können. Der vorliegende Artikel analysiert die Argumente dieser Diskussionen, skizziert zentrale Fragen und Spannungsfelder gegenwärtiger Safer Spaces-Debatten und bietet abschließend Orientierungspunkte dafür an, diesen reflektiert und differenziert zu begegnen.²

Sicherheit durch Gemeinsamkeit?

Frauenberatungszentren, Frauenhäuser, Feste, Sommercamps, Frauengruppen, Parties, Landkommunen, Ferien- und Bildungshäuser, Frauenunis, Sexparties und Workshops – (queer) feministische Schutzräume haben vielfältige Funktionen. Gemeinsam ist ihnen das Ziel, ihren Nutzer_innen Schutz zu bieten vor unterschiedlichen Formen von Gewalt und Unterdrückung, die diese in der patriarchalen Gesellschaft erfahren: Schutz vor sexuellen Übergriffen, vor Dominanz, der Reduktion auf weibliche Rollen, vor Sexismus; in manchen Räumen auch Schutz vor Triggern im Zusammenhang mit Männlichkeit, vor Homophobie und Transphobie.

Seit der Entstehung der autonomen Frauenräume in den 1970er Jahren zieht sich die Idee durch, dass die Sicherheit, die Schutzräume gewährleisten wollen, durch Gleichheit bzw. Gemeinsamkeit unter den Anwesenden hergestellt werden kann. Maßgeblich für die Sicherheit ist das Gefühl, ‚unter gleichen‘ zu sein – und das bedeutete anfangs selbstverständlich: unter Frauen. Geteiltes Frausein verhiess geteilte Erfahrungen, geteilte Betroffenheit, gemeinsame politische Ziele. Obwohl Differenzen seit den 1970ern in feministischen Zusammenhängen viel thematisiert wurden, liegt auch queer-feministischen Safer Spaces im Jahr 2014 noch die Annahme zugrunde, ein Raum für „Frauen*, Lesben*, Intersexuelle*, Transfrauen* und Transmänner*“³ (Queer-feministische D.I.Y. Aktionstage, 2014) sei qua der geteilten Diskriminierungserfahrungen ein sicherer Raum. Auch hier wird eine angenommene Gemeinsamkeit bemüht um Sicherheit herzustellen. Auch hier scheint Geschlecht für bestimmte Erfahrungen zu stehen – deutlich wird aber, dass sich die Bandbreite der willkommenen Geschlechtsidentitäten erweitert hat.

Zwischen den gleich vorgestellten Nutzer_innen der Frauenräume sind Unterschiede deutlich geworden – nicht alle identifizieren sich mit der Kategorie Frau. Und nicht alle Frauen fühlen sich in den Frauenräumen sicher. Bevor wir uns der Frage zuwenden, wer sich in feministischen Schutzräumen auf welcher Grundlage sicher fühlen kann, wollen wir im Folgenden die Ausdifferenzierung geschlechtlicher Identitäten betrachten, die sich in den Einladungspolitiken vieler Schutzräume zeigt.

Unterschiedliche Identitäten – gemeinsame Betroffenheit?

Mit der Bezeichnung ‚FrauenLesben‘ verschafften sich Lesben Sichtbarkeit in Frauenräumen, in denen ihre Anwesenheit teilweise von heterosexuellen Frauen problematisiert wurde (GLADT e.V. 2011, 8). Die explizite Nennung war zudem ein Hinweis darauf, dass die Räume auch vor Lesbenfeindlichkeit schützen sollten und trug zur Bildung einer kollektiven feministischen Lesbenidentität bei. Die radikale Lesbenbewegung betrachtete ein frauenidentifiziertes, von Männern unabhängiges Leben als Widerstand gegen das Patriarchat und erkämpfte Räume für diese politisch verstandene Lebensweise (Lenz 2010, 229). In der Nennung von Lesben zusätzlich zu Frauen schwingt auch Lesbisch-Sein als Geschlechtsidentität mit.

In lesbischen Subkulturen und Räumen war Maskulinität schon lange gegenwärtig. Wurde sie in den 1920er Jahren durch virile Frauen und später durch kesse Väter und Butches repräsentiert (Schader 2009), die sich weitgehend als Lesben verorteten, so wird sie heute auch von Menschen verkörpert, die sich als (trans*) männlich identifizieren. Viele trans* Männer, die vor ihrer Transition in der lesbischen Community sozialisiert wurden, fühlen sich dieser immer noch verbunden. Das schlägt sich für manche in der Selbstbezeichnung als lesbisch oder als Transmann⁴ nieder. Andere identifizieren sich nicht als Mann, sondern etwa als Tomboy, boi, weder-noch oder kurz als trans*. Auch wenn ihre Forderung nach Teilhabe an feministischen Schutzräumen teilweise auf Widerstand stieß (Schuster 2010, 280ff.), gelang trans* Männlichkeiten zunehmend ihre Inklusion in die FrauenLesben-Räume, die sie zum Teil vor ihrem Outing oder ihrer Transition mitgetragen hatten. Während einige feministische Schutzräume an einer strikten FrauenLesben-Politik festhalten, haben sich viele für trans* Männlichkeiten geöffnet und ihre Einladungspolitik auf FrauenLesbenTrans* (FLT*) erweitert.

Dem Paradigma ‚Sicherheit durch Gleichheit‘ weiter zu folgen war nun schwieriger. Geschlecht taugte nicht mehr als Grundlage von Gemeinsamkeit, deshalb wurde diese auf anderen Ebenen begründet: Obwohl gerade auf der Ebene von Körper starke Unterschiede zwischen FrauenLesben und trans* Männern be- und entstehen, wird gerade hier häufig versucht Gemeinsamkeiten festzumachen – etwa indem trans* Männern weibliche Körper zugeschrieben werden, was für manche FrauenLesben genügt, um deren Anwesenheit nicht als bedrohlich zu empfinden. Der Selbstwahrnehmung und dem äußeren Erscheinungsbild vieler trans* Männlichkeiten wird dies nicht gerecht. In einer online geführten Debatte über Männlichkeiten auf der Berliner Osterkonferenz 2014⁵ wird schnell klar, worum es für viele geht: um den Penis (Schmacht 2014). Fehlt ein Penis – und das wird im Fall von trans* Männern pauschal angenommen –, so handelt es sich um nicht bedrohliche Männlichkeit und das sichere Gefühl des ‚unter uns Seins‘ ist gewahrt.

Ein anderer Weg, die Inklusion von trans* Männlichkeiten zu argumentieren, ist eine behauptete geteilte Sozialisationserfahrung. Analog dazu wird auch immer wieder der Ausschluss von trans* Frauen argumentiert, denen eine männliche Sozialisa-

tion zugeschrieben wird (Schuster 2010, 283). Es wird jedoch der Realität vieler trans* Menschen nicht gerecht, ausgehend von dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht eine bestimmte vergeschlechtlichte Sozialisation anzunehmen.⁶

Auch die Betroffenheit von Sexismus, die auch früher im Leben stattgefunden haben kann, wird als Gemeinsamkeit zwischen FrauenLesben und trans* Männlichkeiten angeführt. Eine solche Argumentation trägt teilweise dazu bei, sexistisches Verhalten, das von trans* Männern ausgeht, unsichtbar zu machen.

Die queere Aneignung von Maskulinität in feministischen Räumen erlebte in den 1990er Jahren einen Aufschwung, der bis heute anhält. Drag-Kinging wird auf Bühnen, Partys und Festivals populär und zum Symbol für das queer(feministisch)e Aufbegehren gegen die biologisch determinierte binäre Geschlechterordnung – solange die Maskulinität von einem Körper inszeniert wird, der (auch noch) als weiblich gelesen werden kann. Körper, die männlich wahrgenommen werden, lösen vielfach Befremden oder Ablehnung aus, da trotz der FLT*-Einladungspolitik viele Nutzer_innen davon ausgehen, in einem Frauenraum zu sein (Janssen 2012). Auch trans* Frauen, die ohnehin als Frauen oder zumindest über das T* eingeladen sind, erfahren wegen männlicher Zuschreibungen subtile bis offene Ausgrenzung und können sich oft nicht sicher fühlen (w.i.r. 2011).

Vor allem in akademisch geprägten queer-feministischen Zusammenhängen werden in den letzten Jahren zunehmend auch intergeschlechtliche Menschen in Schutzräume eingeladen. Das liest sich dann FLTI oder FLIT. Manche Einladungspolitiken beziehen sich mit *Inter** auf Menschen mit *intersex conditions*, die Inter* als Geschlechtsidentität „im Sinne der Selbstdefinition als Zwitter, Hermaphrodit, Intergender etc.“ für sich beanspruchen (Sauer o.J.). In vielen Fällen sind jedoch pauschal ‚Intersex‘ Personen eingeladen. Es liegt die Vermutung nahe, dass die Veranstalter_innen sich Menschen mit *intersex conditions* als *genderqueer* oder ‚zwischen den Geschlechtern lebend‘ vorstellen (Costello 2010).⁷ Intersex-Aktivist_innen kritisieren die Vereinnahmung von intergeschlechtlichen Menschen durch queere Theorie und Aktivismus zur Dekonstruktion des Zweigeschlechtersystems (Zwischengeschlecht.org 2010). Die politischen Anliegen der Intersex-Bewegung stehen selten in den Agenden queer-feministischer Gruppen, die ihre Schutzräume für intergeschlechtliche Menschen öffnen.

Zunehmend ist in queer-feministischen Zusammenhängen nicht mehr von Frauen, sondern von Frauen* zu lesen, auch in Einladungspolitiken von Schutzräumen. Ursprünglich eingeführt, um auf die Konstruiertheit der Kategorien Mann und Frau hinzuweisen,⁸ hat das Sternchen mittlerweile ein Eigenleben entwickelt. Frauen* kann je nach Verständnis Menschen meinen, denen gesellschaftlich die Kategorie Frau zugeschrieben wird, die sich aber nicht vollkommen damit identifizieren; oder aber es handelt sich um einen Sammelbegriff für cis, trans* und intergeschlechtliche Frauen. In diesem Verständnis besonders das Sternchen aber trans* und intergeschlechtliche Frauen, denn warum sollten sie nicht schon bei Frauen (ohne Sternchen) mitgemeint sein? (Vesper 2013)⁹

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Debatten über die Adressat_innengruppen (queer)feministischer Schutzräume nicht abgeschlossen sind. Vielerdiskutierte Themen blieben dabei die Forderung nach Anerkennung geschlechtlicher Selbstverortungen und die Rolle von Maskulinität bzw. Männlichkeit. Gegenwärtig gibt es neben Räumen, die eine FrauenLesben-Einladungspolitik haben und damit nur cis Frauen meinen, eine starke Tendenz zu FLT* oder FLIT*-Einladungspolitiken, die – wie gezeigt – gewisse Widersprüche in sich bergen. Räume nur für Frauen, aber für alle Frauen, scheinen in queer-feministischen Kontexten nicht mehr opportun zu sein (Reitsamer 2014, 45f.).¹⁰

Differenzen im Wir

Neben Fragen von Geschlechtsidentitäten sind Unterschiede innerhalb der Kategorie Frau ein wichtiger Teil der Schutzraum-Debatten. Die Kritik von Women of Color und Frauen mit Behinderungen machte und macht deutlich, wie kurz die Annahme greift, alleine auf Basis der gemeinsamen Verortung als Frauen, Lesben oder trans* seien geschützte Räume möglich: FLT*, die von Rassismus betroffen sind, sind dies auch in den weiß dominierten Schutzräumen; FLT* mit Behinderungen sehen sich mit Barrieren konfrontiert; Arbeiter_innen mit den Ausschlüssen akademischer Szenen. Dominanz und Ausgrenzung aufgrund von race, class oder ability – bzw. der Verschränkungen dieser hierarchischen Differenzordnungen – sind nicht immer leicht fest zu machen. Sie können sich etwa dadurch ausdrücken, dass in der Gestaltung der Schutzräume die Bedürfnisse und Geschmäcker von manchen weit mehr berücksichtigt werden als die von anderen; dass manche sich als ‚die Anderen‘ gesehen fühlen und von einem diffusen Unbehagen und Unsicherheitsgefühl begleitet werden, während andere sich wohl und zuhause fühlen.

Während die Kritik an rassistischer, klassistischer und behindertenfeindlicher Ausgrenzung auf die kritische Reflexion und die strukturelle Veränderung der Schutzräume zielt, bilden sich neben den bestehenden Strukturen Räume, die zusätzlich zu Geschlecht noch auf andere Gemeinsamkeiten setzen. Das Wiener Black_women*_space-Treffen etwa, das zum Austausch über „Selbstermächtigung/Empowerment von Schwarzsein und Lebenssituationen Schwarzer Frauen“ einlädt, sieht sich als Safer Space für „Schwarze Lesbische Frauen*, Schwarze Trans-Frauen*, Schwarze Bisexuelle Frauen*, Schwarze Intersexuelle* und Schwarze Frauen“ (Black_women*_space-Treffen 2014). Ein anderes Beispiel ist die autonome feministische Initiative ARGE Dicke Weiber, der es um Selbst-Empowerment für dicke Frauen und Aktivismus gegen dickenfeindliche Strukturen geht. Eingeladen sind Frauen, die „sich als dick begreifen und deren Leben vom Thema ‚Dick-Sein‘ geprägt ist“ (ARGE Dicke Weiber o.J.).

Gemeinsamkeiten, die oft in Kombination mit geschlechtlicher Verortung als Grundlage für Schutzräume dienen, sind etwa geteilte Identität (wie Femme), geteilte Erfahrung (etwa Migration), geteilte Betroffenheit (z.B. von sexualisierter Gewalt),

geteilte politische Anliegen (wie Sexarbeiterinnenrechte) oder ein geteiltes Zugehörigkeitsgefühl (etwa zur lesbischen BDSM-Community).

Verhalten statt gemeinsamer Identität?

Gemeinsamkeit unter den Nutzer_innen als Garant für Sicherheit heranzuziehen, ist nicht die einzige Strategie für die Umsetzung von Schutzräumen. In aktivistischen (pro)feministischen und antisexistisch orientierten Zusammenhängen, in denen es keine Einschränkungen bzgl. Geschlecht in der Einladungspolitik gibt, entstanden Zugänge, die auf das Verhalten der Anwesenden fokussieren (siehe etwa Huber/Doucette 2010). Ausgehend von der Frage, wovor ein Raum konkret schützen soll, wurden für alle geltende Verhaltensregeln entwickelt, die eben dies gewährleisten sollen. In dem Bewusstsein, dass sich gesellschaftliche Machtungleichheiten auch in gegenkulturellen Räumen fortsetzen, wird der Begriff Safer Space verwendet – von einem Safe Space zu sprechen würde die real stattfindende Gewalt innerhalb des Raumes verschleiern und ihn dadurch unsicherer machen.

Die Ziele eines solchen Safer Space formuliert etwa das Berlin Projekt Minor Treat positiv: „We want to create a space that contrasts directly with the oppressive norms of mainstream society, is critical of the power structures that affect our everyday lives, and where the effect our behaviour has on others is carefully considered.“ (o.J.) Ein starker Fokus liegt jedoch oft auf Verhaltensweisen, die nicht geduldet werden: Darunter fällt etwa rassistisches, sexistisches, antisemitisches, antiislamisches, homophobes, transphobes, klassistisches, ableistisches oder lookistisches, aber auch „anders diskriminierendes“ Verhalten (etwa LaD.I.Y.fest 2013). Viele Verhaltensrichtlinien enthalten Regeln, die zum Ziel haben, körperliche bzw. sexuelle Annäherungen möglichst sicher zu gestalten. So wird etwa gefordert, die Grenzen des Gegenübers zu respektieren („Nein heißt nein“) und vor Berührungen einen expliziten verbalen Konsens zu erfragen; eine Praxis, zu der unter dem Schlagwort Zustimmungskonzept umfangreiche Leitfäden existieren. Im Fall von Übergriffen oder diskriminierendem Verhalten sind die Nutzer_innen angehalten einzugreifen oder Hilfe zu holen. Zur Unterstützung im Fall von Übergriffen gibt es in manchen Räumen Awareness-Teams, deren Aufgabe u.a. darin besteht, parteilich mit der betroffenen Person zu vermitteln.

Verhaltensorientierte Safer Spaces – die in (queer)feministischen Schutzräumen oft mit Einladungspolitiken auf Basis von Geschlecht kombiniert werden – zielen darauf, Räume für möglichst viele Nutzer_innen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Positioniertheiten sicherer zu gestalten. Aber auch sie produzieren Ausschlüsse. So ist etwa die Sprache, in der die Regeln formuliert sind oft eine distinktive. Durch den starken Fokus auf potentielle Grenzüberschreitungen kann zudem eine Stimmung entstehen, die von der Angst geprägt ist, Fehler zu machen, und wenig Raum für Begegnung und voneinander Lernen bietet (Copenhagen Queerfestival 2011).

Spannungsfelder aktueller Schutzraum-Debatten

In den Analysen zu Schutzräumen (z.B. w.i.r. 2011, Hoenes 2006, Non Chérie 2014) und den Selbstreflexionen von Organisierenden (etwa Copenhagen Queerfestival 2011, Günther et al. 2007, 17-20) lassen sich einige zentrale Spannungsfelder in den Konzeptionen von Sicherheit ausmachen, die wir im Folgenden skizzieren.

Es wird vielfach deutlich, dass ‚sicher *sein*‘ und ‚sich sicher *fühlen*‘ oft nicht klar voneinander zu trennen sind. Da sich die tatsächliche Sicherheit eines Raumes schwer messen lässt, wird das Sicherheitsgefühl von Nutzer_innen zum zentralen Kriterium. Hier findet sich eine Parallele zu Sicherheitsdiskursen über öffentlichen städtischen Raum, in denen es gegenwärtig mit der Verdrängung von bettelnden, obdachlosen oder suchtkranken Menschen oft nicht darum geht, kriminelles Handeln zu verhindern, sondern Maßnahmen gegen das subjektive Unsicherheitsgefühl privilegierter Bürger_innen zu ergreifen. Auch in feministischen Schutzräumen korreliert, wie wir meinen, das was uns ‚uns sicher fühlen‘ lässt, nicht immer mit dem was uns ‚sicher sein‘ lässt. So ist z.B. vorstellbar, dass auf einer queer-femistischen all-gender-Party, auf der kaum Alkohol konsumiert wird, weniger sexualisierte Übergriffe vorkommen, als auf einer FrauenLesbenTrans*-Party, auf der viel getrunken wird. Dennoch wird sich vermutlich die FLT*-Party für viele Szene-Angehörige sicherer anfühlen.

Neben ‚sich sicher fühlen‘ ist auch von ‚sich wohl fühlen‘ die Rede, und oft ist beides nicht klar voneinander zu trennen (siehe etwa GLADT e.V. 2011, 13ff.). Wenn in Bezug auf Schutzräume zu einer wichtigen Frage wird, wer sich dort wohl fühlen soll, dann kann es leicht passieren, dass sich deren Bedeutung weg vom Schutz vor gewaltvollen gesellschaftlichen Strukturen und hin zum erweiterten Szene-Wohnzimmer verschiebt. Das steht im Widerspruch zu der proklamierten Offenheit vieler feministischer Räume, denn in einem so verstandenen Wohlfühlraum können sich nur diejenigen ungebrochen wohl und sicher fühlen, die weitgehend den Normen der Szene entsprechen. Wir vermuten, dass es oft vor allem die gemeinsamen Codes, die geteilte Sprache und die unausgesprochenen Verhaltensnormen sind, die das Wohlfühlen und damit auch ein Gefühl von Sicherheit ausmachen. Ist die Szene größtenteils weiß, akademisch gebildet und nichtbehindert, so werden die Ausschlüsse, die weiße, nichtbehinderte und akademische Räume ohnehin schon produzieren, durch den Anspruch auf ein ‚sich wohl fühlen‘ der gesellschaftlich privilegierten Nutzer_innen noch verstärkt – sie müssen dann nicht die eigene Komfortzone verlassen um sich mit Differenzen und ungleicher Privilegienverteilung auseinander zu setzen.

Das Copenhagen Queerfestival hinterfragt das Privileg eines so entstehenden Sicherheitsgefühls: „Therefore we are not sure that everyone should feel safe at all times. Not every position is safe, while feeling safe as a queer is important at the festival, feeling safe as a white person might not be an exclusively good thing. We have to remember that every time we interact with each other we represent different positions. Sometimes our privileges are limiting other peoples freedom some times our

freedom is limited by other peoples privileges. And so, to really challenge or positions we might have to give up on the idea of personal safety from time to time to be able to make a safe space for others. And this very process in it self is not safe. It is scary and challenging and even painful at times.“ (2011)

Das Spannungsfeld, das wir hier ausmachen, besteht zwischen unterschiedlicher gesellschaftlicher Positioniertheit (die mit Unsicherheiten verbunden sein kann) und dem Wunsch nach einem Gefühl von Sicherheit (das oft durch Gemeinsamkeiten entsteht). Ein solches Gefühl von Sicherheit auf Seiten Privilegierter geht jedoch auf Kosten derer, die in dem Raum unterprivilegiert sind.

Begriffe wie Machtverhältnisse, Normen und Privilegien verweisen auf eine gesellschaftskritische Sprache, die zwischenmenschliche Beziehungen politisiert. Scheinbar Privates oder Individuelles zu politisieren war und ist eine wichtige feministische Strategie. Zu verstehen, wie sehr die individuellen Erfahrungen gesellschaftlich geprägt sind, ermöglicht kollektives Empowerment, Solidarisierung und einen Ansatzpunkt für gesellschaftliche Veränderungen. In den Debatten um Safer Spaces beobachten wir jedoch, dass politisierende und moralisierende Diskussionen oft zu Verhärtungen und neuen Verletzungen führen anstatt zu Verständigung und konstruktivem Dialog. Mit der Tendenz, Gefühle zu politisieren gerät ein Spannungsfeld aus dem Blick; nämlich jenes zwischen einer politisierenden Sichtweise, die in zwischenmenschlichen Interaktionen zuerst die gesellschaftlichen Machtverhältnisse sieht und einer ‚psychologisierenden‘ Perspektive, die individuelle Erfahrungen, Gefühle und Bedürfnisse fokussiert. Dieses Spannungsfeld wieder zu öffnen, könnte – so meinen wir – dazu beitragen, das Handlungsrepertoire im Umgang mit schwierigen zwischenmenschlichen Situationen zu erweitern.

Situative Klarheit und kollektive Verantwortung

Die skizzierten Spannungsfelder zeigen, dass es keine einfachen Antworten und keine allgemeingültigen Lösungen für Schutzräume geben kann, und dass Fragen von Sicherheit eng mit Fragen von Ein- und Ausschlüssen verbunden sind. Schutzräume wollen Möglichkeitsräume eröffnen. Bei ihrer Gestaltung ist es also zentral, zuerst die Frage zu stellen, wer darin wovor geschützt werden soll. Geht es um Schutz vor sexueller Gewalt, vor (Cis-)Sexismus, vor Rassismus? Geht es um Schutz vor Mackerverhalten, vor stereotypen Rollen, vor Othering? Geht es um ein Sichergefühl, damit der Austausch von Erfahrungen, die Aneignung neuer Verhaltensweisen oder gemeinsames politisches Handeln möglich werden? Erst wenn das so weit wie möglich geklärt ist, kann nach den situativ passenden Strategien für die Umsetzung gesucht werden. Sie variieren je nach Raum, nach politischen Rahmenbedingungen, Bedürfnissen und Gewohnheiten der Zielgruppe oder Ressourcen des Organisationsteams usw. Manchmal ist es vielleicht notwendig, die Räume für bestimmte Personengruppen zu schließen, manchmal braucht es zusätzliche Ressourcen für einen Teil der Nutzer_innen, manchmal Verhaltensvereinbarungen oder

Ansprechpersonen bei unangenehmen oder diskriminierenden Situationen. Manchmal ist es vielleicht wichtig, im Organisationsteam oder unter den Nutzer_innen mit Flyern oder Workshops etwa für Femininitätsfeindlichkeit oder Lookism zu sensibilisieren. Oder es macht Sinn, weniger Alkohol anzubieten.

Zwischen all diesen Variablen halten wir einige Orientierungspunkte für wichtig: Die gewählten Schutzraum-Strategien müssen für die Nutzer_innen transparent gemacht werden und die eingeladenen Personengruppen sind bei der Gestaltung des Raumes mitzudenken. Die Anerkennung von Selbstdefinitionen bei Identitäten und Betroffenheit ist dabei unumgänglich.

Vielleicht kann die (alte) Einsicht, dass es keine absolut sicheren Räume gibt, dazu ermuntern, den Fokus des Wunsches nach Sicherheit zu verschieben. Auch in Schutzräumen können für alle Anwesenden Situationen entstehen, in denen sie mit Wut, Angst, Schmerz, Traurigkeit oder Einsamkeit konfrontiert sind, möglicherweise ausgelöst durch das Verhalten anderer: Aussagen, die verletzen, Personen, die zu nahe kommen, objektifizierende Blicke, Situationen, die triggern oder das Gefühl, die einzige Andere zu sein. Gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen wirken auch in Schutzräume hinein und verletzen auch hier. Jede bringt ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Verletzbarkeiten mit, die andere nicht kennen (können). Nicht zuletzt deshalb kann die Verantwortung für die eigene Sicherheit und das eigene Wohlfühlen nicht an die Organisierenden, die Verhaltensregeln oder die Einladungspolitik delegiert werden. Vielleicht kann eine andere Art von Sicherheit entstehen, wenn der Fokus nicht nur auf dem Verhindern von Verletzungen liegt, sondern auch auf dem Umgang mit ihnen. Ein verletzender Vorfall ist nicht mehr veränderbar, seine Interpretation und der Umgang damit können jedoch gestaltet werden – was das Potential birgt, dass sich auch die Gefühle dazu wandeln.

Wie könnte ein solcher Umgang aussehen? Können ritualisierte Formen des öffentlichen Teilens schwieriger Erfahrungen sinnvoll sein? Lassen sich aus Ansätzen der Community Accountability (siehe etwa Bierria et al. 2006) Strategien ableiten? Für notwendig halten wir die Sensibilität für Machtungleichheiten, um die Unsicherheiten und Betroffenheiten sehen zu können, die sich aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Positioniertheiten ergeben – und dies ist nicht nur eine Sache der Organisierenden. Gleichzeitig halten wir für die Entwicklung konstruktiver Umgangsformen für ebenso wichtig wie die Schaffung einer Atmosphäre, die von Ernstnehmen und Caring für sich selbst und für andere geprägt ist. Eine solche Haltung könnte von den Organisierenden des Schutzraumes ausgehend alle Nutzer_innen involvieren: Etwa als persönliche Begrüßung vor allem neuer Besucher_innen, verbunden mit einer Einführung in den Raum und dessen Ansprüche sowie mit einem Hinweis, wer im Fall von Fragen oder schwierigen Situationen ansprechbar ist; oder durch die Rolle einer Gastgeber_in, die die direkte Kommunikation mit den Nutzer_innen sucht. Neben der Rolle der Ernstgenommenen kommt jeder Person auch die Rolle der Ernstnehmenden zu – und das erfordert die Bereitschaft Differenzen auszuhalten und eine gewisse Portion Mut zu lernen.

Im Wissen, dass Sicherheit für uns alle Unterschiedliches bedeutet, können durch solche Strategien vielleicht „*brave spaces*“ (Arao/Clemens 2013) entstehen, in denen wir zwar Verletzungen manchmal nicht verhindern können, aber darauf vertrauen können, dass es die Bereitschaft und erprobte Formen dafür gibt, sich kollektiv mit diesen Erfahrungen auseinanderzusetzen.

Anmerkungen

- 1 Wir konzentrieren uns dabei vorrangig auf (queer) feministische Räume, bei denen der Schutz vor patriarchaler Gewalt explizit im Vordergrund steht. Einbezogen werden aber auch solche Räume, bei denen Empowerment und Austausch als zentrale Ziele gesetzt werden und die Idee von Safe(r) Space implizit mitschwingt.
- 2 Der vorliegende Text basiert auf einem Vortrag, den die Autorinnen auf der Frauen*FrühlingsUni 2014 in Wagrain/Salzburg gehalten haben.
- 3 Bemerkenswert und untypisch für queer-feministische Einladungspolitiken ist die fehlende Nennung von transgender Personen, die sich außerhalb der binären Geschlechterordnung verorten.
- 4 Im Gegensatz zu der Verwendung von trans* als Adjektiv suggeriert diese Schreibweise, dass es sich um eine „andere Sorte Mann“ handelt, nicht um „richtige Männer“, eine Vorstellung, die unterstützend auf die Inklusion in lesbische Communities wirken kann.
- 5 Die Osterkonferenz ist eine BDSM-Konferenz für FLT*, die aus einer lesbischen BDSM-Community entstanden ist. Das Akronym BDSM steht für drei Begriffspaare: Bondage/Discipline, Dominance/Submission und Sadism/Masochism.
- 6 Aus trans* Perspektive wird ein hegemonialer Sozialisationsbegriff kritisiert, der die Resonanz des Individuums im Prozess der Sozialisation außer Acht lässt. Siehe etwa Allan 2014.
- 7 worauf z.B. eine Einladung zu einer Workshopreihe für Frauen*, Intersex- und Transgenderpersonen schließen lässt, die der Frauen*förderbeirat der Universität Wien veranstaltet hat. Hier wird die Einladungspolitik so begründet: „Frauen*, Intersex- und Transgenderpersonen sind nach wie vor in ihrem Studienalltag mit Benachteiligungen und ungleicher Chancenverteilung konfrontiert.“ (via E-Mail-Aussendung, 22.3.2013)
- 8 siehe etwa <http://germinal-vienne.org/warum-dieser-blog/nach-den-sternen-greifen/> (8.1.2015)
- 9 Das Kollektiv Frauen*referat der HochschülerInnenschaft an der Universität Wien subsumiert unter Frauen* noch mehr: „Mit Frauen* adressieren wir alle Frauen, Lesben, Transpersonen und Intersexpersonen“ (2012, 9). Ob sich etwa trans* Männer sowie alle intergeschlechtlichen Menschen als Frauen* verstanden wollen wissen, ist zu bezweifeln.
- 10 Eine Ausnahme ist die – sich nicht queer-feministische sondern feministisch verstehende – FrauenFrühlingsUni Graz 2009, die sich an „Frauen und Transfrauen“ richtete (vgl. Rohn 2011, 189)

Literatur

Allan, Ashley, 2014: Socialization Arguments Are Transmisogyny. Internet: <https://ashemcgee.wordpress.com/2014/06/09/socialization-arguments-are-transmisogyny/> (8.1.2015).

Arao, Brian/Clemens, Kristi, 2013: From Safe Spaces to Brave Spaces. A New Way to Frame Dialogue Around Diversity and Social Justice. In: Landreman, Lisa M. (Hg.): The Art of Effective Facilitation. Reflections From Social Justice Educators. Sterling, Virginia, 135-150.

ARGE Dicke Weiber, o.J.: Über uns. Internet: <https://argedickeweiber.wordpress.com/about/> (14.1.2015).

Bierria, Alisa/Carrillo, Onion/Colbert, Eboni/Ibarra, Xandra/Kigvamasud/Vashti, Theryn/Maulana, Shale, 2006: Taking risks: implementing grassroots community accountability strategies. In: Incite! Women of Color Against Violence (Hg.): Color of Violence: The Incite! Anthology, New York City, 64-79.

Black_women*_space-Treffen, 2014: Emailaussendung vom 20.2.2014.

Copenhagen Queerfestival, 2011: No Safer Spaces 2011. Internet: <http://www.queerfestival.org/politics.html#nosafe> (9.1.2015).

Costello, Cary Gabriel, 2010: Five Myths that Hurt Intersex People. Internet: <http://intersexroadshow.blogspot.co.at/2010/04/five-myths-that-hurt-intersex-people.html> (6.1.2015).

GLADT e.V., 2011²: Frauenräume und die Diskussion um Trans*-Offenheit. Internet: http://www.gladt.de/archiv/2011/safer_spaces_online.2.Auflage.pdf (4.1.2015).

Günther, Elisabeth/Staritz, Niki/Abdallah, Madlen/Daimler, J. Anna/Dietl, Brigitte/Wuich, Claudia/Ambrosch, Heidi (Hg.), 2008: TROTZ.DEM. Immer wieder. Ansprüche, Widersprüche und Wirklichkeiten der FrauenFrühlingsUniversität 2007. Einblicke und Ausblicke. Wien.

- Hoenes, Josch**, 2006: Identitäten in Frauenräumen. In: an.schläge. Das feministische Magazin. Internet: <http://www.anschlaege.at/2006/1103ansage1.html> (4.1.2015).
- Huber, Marty/Doucette, Erika**, 2010: Forget Sexism! Besetzungen und Freiräume als Verlernorte. In: Thuswald, Marion (Hg.): urbanes lernen. Bildung und Intervention im öffentlichen Raum. Wien, 111-125.
- Janssen, Joke**, 2012: FLT* – bitte entscheiden Sie sich jetzt. Internet: <http://laufmoos.wordpress.com/2012/04/23/flt-bitte-entscheiden-sie-sich-jetzt/> (5.1.2015).
- Kollektiv Frauen*referat**, 2012: Frauen*forscherin Wintersemester 2012/13. Wien.
- LaD.I.Y.fest**, 2013: Guidelines // Richtlinien. Internet: <http://www.ladyfest.net/lad-i-y-fest-2013/sonstiges-additional-info/guidelines-richtlinien/> (15.1.2015).
- Lenz, Ilse** (Hg.), 2010 [2008]: Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellsammlung. Wiesbaden. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92594-3>
- Minor Treat, o.J.**: Our Safer Space Policy. Internet: <http://minor-treat.com/saferspacepolicy> (7.1.2015).
- Non Chérie**, 2014: Nur für Frauen*? Internet: <http://www.progress-online.at/artikel/nur-für-frauen> (15.1.2015).
- Queer-feministische D.I.Y. Aktionstage**, 2014. Internet: <https://www.facebook.com/events/669783493090661/?ref=51&source=1> (15.1.2015).
- Reitsamer, Rosa**, 2014: Feministische Räume im Wandel der Zeit: Frauenmusikfestivals und Ladyfeste. In: Ellmeier, Andrea/Walkensteiner-Preschl, Claudia (Hg.), SpielRäume. Wissen und Geschlecht in Musik – Theater – Film. Wien, 37-50. <http://dx.doi.org/10.7767/boehlau.9783205792840.37>
- Rohn, Hanna**, 2011: Endbericht FrauenFrühlingsUni Graz 2009. In: Rohn, Hanna/Scheer, Lisa/Zenz, Eva Maria (Hg.): Frauenin/transFormation – Beiträge zur FrauenFrühlingsUniversität Graz 2009, 184-194.
- Sauer, Arn, o.J.**: Glossar. Rassismus im Zweigeschlechtersystem. Internet: http://transintersektionalitaet.org/?page_id=36 (6.1.2015).
- Schader, Heike**, 2009: Zwischen Mädi und Femme Fatale. In: Fuchs, Sabine (Hg.): Femme! radikal – queer – feminin. Berlin, 107-126.
- Schmacht**, 2014: Diskussion unter schmacht.org nicht öffentlich zugänglich (5.1.2014)
- Schuster, Nina**, 2010: Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender. Bielefeld. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839415450>
- Vesper, Fabienne**, 2013: Nach den Sternen greifen. In: an.schläge. Das feministische Magazin. Internet: <http://anschlaege.at/feminismus/2013/03/an-spruche-nach-den-sternen-greifen/> (5.1.2015).
- w.i.r. – linksradikale Trans*vernetzung NRW**, 2012: Same Discussion as every year. Intervention gegen die [bewusste oder unbewusste] Ausgrenzung von trans* Frauen. Internet: <http://trans.blogspot.de/2012/01/04/same-discussions-as-every-year-intervention-gegen-die-bewusste-oder-unbewusste-ausgrenzung-von-transfrauen/> (11.1.2015).
- Zwischengeschlecht.org**, 2010: Das Problem der Instrumentalisierung durch LGBTQ. Internet: <http://zwischen-geschlecht.org/post/7.-Das-Problem-der-Instrumentalisierung-durch-LGBTQ> (6.1.2015).

Der affective turn. Das Gefühlsdispositiv und die Trennung von öffentlich und privat

BRIGITTE BARGETZ. BIRGIT SAUER

Eine neue Aufmerksamkeit für Emotionen und Affekte in der Politik, im Arbeitsleben und in den Wissenschaften – eine Bewegung, die auch als „affective turn“ (Clough/Halley 2007) bezeichnet wird – kann nicht nur als Symptom eines sich herausbildenden neuen „Affektdispositivs“ (Angerer 2007), sondern auch als Beleg für Verschiebungen von öffentlich und privat gelesen werden. Statt Gefühle in die Privatheit von Intimbeziehungen und in die Semi-Öffentlichkeit von Beratungsmagazinen oder Therapien zu verbannen und dem Raum der rationalen, entemotionalisierten Öffentlichkeit gegenüberzustellen, wie es das historische Gefühlsdispositiv liberaler Gesellschaften nahelegte, scheint die Trennung zwischen Politik und Gefühl im politischen Alltag am Beginn des neuen Jahrtausends in westlich-libe-